

Wasser.

Einem wahren Begehniß nachgehnd von Marianne Lewis.

Lebuschin, das in der Lebuschen Familie forterbt, ist eines der hübschen Mädchen in Westpreußen. Es gehört ein wundervolles Stück Geibeland dazu, dessen Ränder und Böschungen von Ginstern leuchten, als wenn an den Bruchanten des Geländes das pure Gold jutage träte; und das sich im August mit einem Purpurteppich von blühender Erika bedeckt. Es liegt fern im Gutsbezirk ein thaurarer Haidese, blaßblau wie blühender Lein in der Mitte, während an den Ufern der feinste, reinste weiße Sand durch das leichte Wasser schimmert. Man kann sich keine schöneren Badeplätze wünschen. Es giebt auch einen großen Wald innerhalb der Gutsarengen — gemischt von Kiefer, Eiche und Kiefer mit einem Unterholz von noch viel krautigeren Wacholderbüschen.

Aber Lebuschin hat leider auch manchen Ader voll mageren Hofers und dürftigen Roggens aufzuweisen. Der Wald birgt außer Kaninchen und Eichhörnchen taum ein Wild. Die Eichen sind schon fast alle morsch, und die Kiefern gelten dort, wo es Ueberfluth daran und keine billige Gelegenheit zur Weiterbeförderung giebt, herzlich wenig. Vom Wacholder kann man höchstens die Beeren zu „Madanbel“ verwenden oder Krametsboogel damit braten. Das Grün streuen die Landleute fein gehackt als jierliche Rabitzgürlanden in die frisch gescheurte und mit weissem Sande übertrümmelte Fests- oder Todtenstube. Der See ist ziemlich arm an Fischen; denn Fische lieben diesen nachtrauen Schlam und machen sich aus dem reinlichen mageren Sande nicht viel. Und die Haide bietet nur den Schafen eine dürftige Nahrung.

Herr von Lebus besah denn auch eine Zeitlang eine besonders anscheinliche Schaffherde. Das war, als er das Gut eben von seinem Vater überkommen und sich bald darauf mit einer reichen Königsbergerin verheiratet hatte. Damals hütete er sich so eifrig wie nur je ein junger Rittergutsbesitzer, der nichts von Landwirtschaft versteht, in Verbesserung. Er hatte seine Erfahrungen bis dahin nämlich hauptsächlich als Ulanenleutnant gesammelt. Nun kaufte er sich natürlich neben vielen anderen landwirtschaftlichen Büchern auch solche über Schafzucht und machte sich eilig daran, die Masse zu verbessern.

Er redete von Verbesserung der Wolle und von Fleischzucht, von englischen und spanischen Schafen, sächsischen Elektorschafen; kurz von lauter Dingen, die dem Schäfer Antel höchst überflüssig erschienen, weil er als alter Mann, der sich sein Leben lang mit Schafen besetzt hatte, alles zu wissen glaubte, was für Lebuschiner Verhältnisse zu wissen nöthig war.

Als die neuen Zuchtthiere, die Herr von Lebus verschrieben hatte, eintrafen, betrachtete sie der Herr mit Mißtrauen; und als ihm Herr mit weißer Absicht mittheilte, was jedes von den Schafen kostete, meinte er nur: „Schlag um Lichting! Butiroarnar noch sehen be ut!“ — und dachte bei sich: „Wat ons jung Herrle für Panosets heßt!“ Zu seinem Hunde sagte er: „Wasser, et fänd recht große Dinger, avert bar heißt kein Rehzapfen!“ — Und er nahm die fremdartigen Geschöpfe in seine Obhut und empfahl sie auch seinem Hunde an, der gesenkten Schwanzes wedelte und zu seinem Herrn mit einem Bild hinübersah, der nichts anderes bedeuten konnte, als: „Gott's Schlag noch eens?“

Als jedoch der Schäfer auf die neuen zeigte, die sich noch nicht recht zum großen Haufen halten wollten, sei es aus Hochmuth, sei es aus Dummheit, und ihm zurief: „Hol se rum!“ — geborchte er ohne Müd und zeigte sich nur etwas strenger und heftiger, als es sonst in seiner Gewohnheit lag. Sein Herr ließ ihn gewähren; denn seine Empfindungen bedekten sich, wie stets genau mit denen des Hundes.

In jener Gegend heißen die Schäferhunde alle Wasser. Vielleicht weil die bürre Haide den Hirten so aufbringlich an das feuchte Element, das für die Thiere unentbehrlich ist, erinnert, und weil er es für eine Ehre hält, wenn sein gleichfalls unentbehrlicher Helfer im Amte denselben Namen trägt.

Antels „Wasser“ war eine Hiede seines Standes. Grauschwärtlich, an Rücken, Schweiß, Kopf und Woten dunkler, vor der Brust heller, umflarte ihn das schöne lange Grannenhaar. Das spitze Schnäuzchen glänzte schwarz, die feinen Beine mit hübschen Haarspinnen standen auf jierlichen Füßchen. Die spitzen dunklen Ohren zitterten und juckten vor Wachsamkeit. Aber die braunen Augen sprachen von mehr Verstand, als mancher flisse, Kaffuse und Wasserpollat aufbringen kann. Sie blickten kühn, wascham, verdroffen, nachdenklich, gleichgültig, verächtlich, fragend, verständnisvoll, mittelbig, ergeben; sie funkelten vor Freude und bligten im Zorn, aber in einem gerechten, männlichen, gemäßigten Zorn. Wasser konnte mißgerathen aussehen. Die Thranen standen ihm jureiten in den Augen; und er konnte lachen. Wenn er sich besonders glücklich fühlte, zog er seine Schnauze in kleine droilige Falten hinauf, so daß die schwarzen schneeweißen Zähne unter der Oberlippe hervorbligten. Dieses Lachen hatte er jedoch nur für seinen Herrn.

Die neuen Schafe schienen das Mißtrauen Antels zu rechtfertigen. Sie waren empfindlich gegen die Witterung wie eine junge Ueberferrin. Bald husteten sie. Bald lebamten sie Rheumatismus. Der Schäfer, der stets ausgetrieben hatte, sobald Schnee und Eis verschounben waren, mußte auf die Zartheit der toßbaren Pfleglinge Rücksicht nehmen. Er schlief nicht mehr, ein wetterharter Mann, in frostkalten Herbstnächten seinen tiefen Schlaf in dem kleinen zweistöckigen Schäfertarren. Die Sorge um seine Pflegebefohlenen störte ihn in der traumlosen Ruhe.

Der junge Nachwuchs, die Mischlinge der fremden und der einheimischen Thiere, wollte nicht gedeihen; und die ganze Herde schien anfälliger zu werden: eine Schafkrankheit löste die andere ab. Es wurden Versuche mit wieder neuen Zuchtthieren gemacht, von denen Herr von Lebus annahm, daß sie den Witterungsverhältnissen besser standhalten müßten; und wieder war alle Mühe verschwendet.

Antel, der alte Hirt, der sich die beschauliche Ruhe und das nachdenkliche Wesen seines Standes in hohem Maße angeeignet hatte, verlor seine ganze Gelassenheit, bückte auch von seinem Ansehen bei den Berufsangehörigen ein. Wie die meisten Schäfer war er ein Heilkundiger und mit allerlei wunderbaren Naturkräften vertraut. Er besah auch ein Allheilmitel gegen sämtliche Krankheiten von Mensch und Thier: sieben Zweige von sieben Balken, sieben Nägel aus sieben Brüden, siebenlei Nische aus sieben Oesen, siebenlei Besch aus sieben Schiffen, sieben Kümmelferne, sieben Haare aus dem Barte eines Hundes. Der ganze Reichtum steckte in einem Säckchen und wurde dem Kranken aufgelegt. Das Rezept kamme von einer alten, weisen Judenfrau und hatte sich stets bewährt, wenn auch nicht gleich zur Zeit, da man Heilung erhoffte, so doch irgend einmal später, wenn für Zahnschmerzen angewendet, bei Gicht. Dann waren eben die Zahnschmerzen in die Fußhellen übergenommen. Die Landleute waren stundenweit um das Mittel gekommen, das dem Antel manches Ertraviersgroßensüß einbrachte. Aber seit er mit den Schafen soviel Unglück hatte, verlor sich auch der Glaube zu seinen Menschenkuren, und der von jener erinnerte sich, daß Antels Mittel doch eine ungebührliche Zeit gebraucht hatte, um seine Heilkraft an den Tag zu legen, und daß mancher, dem die Geduld ausging, voreilig über dem Erfolg lachte.

Der alte Mann nahm sich sein Mißgeschick so zu Herzen, daß er fast tiefinnig wurde. Traurig sah er in der Thüröffnung seines Kammers, starrte mit den rothgeleiteten Augen auf die Herde und grübelte über die Ursache irgend eines neuen Unheils nach, und der Spitz sah ebenso verdrämt neben ihm und fuhr nur mandmal in nervöser Gereiztheit über ein leichtsinniges Schaf her, das sich auf Abwege schickte.

Herr von Lebus war bereits ungeduldig geworden und lag dem Schäfer fast täglich mit Fragen an, was denn zu thun sei.

Die alte Rasse fortzuchtete! meinte Antel ein wie das anderemal. Die Antwort behagte Herrn von Lebus wenig, denn er hatte bereits mit seinen Neuerungen großgehabt, ehe der Erfolg ihren Werth bestätigte. Die Nachbarn, meist alte, siebenmalgelebte schon weidlich.

Einmal war er beim dicken Dorneth auf Wendensee zum Mittagessen. „Lieber Lebus“, fing er an, „ich höre, Sie wollen eine türkische Schafhundwirterei einrichten, weil sie die Wolle bei Ihren Schafen schon so verfeinert hat, daß sie für gewöhnliche Soden und Loden zu schade ist. Sind denn die Dinger noch mode?“

„Lebus sollte sich auf Kameelzucht legen, nachdem ihm die Versuche mit den Schafen so großartig gelüchelt sind. Den Boden dafür haben wir auch. Die Geschöpfe werden sich bald heimlich fühlen.“ meinte Rolling, der Domänenpächter.

„Haben Sie's denn schon mit Mufflons probirt?“ fragte ein dritter.

„Ich denke, das sind Ziegen?“ warf der Pastor ein.

„Beachte, bester Freund. Naturkunde und Rechnen schwach. Korrische Schafe sind's. Sollen zugleich ein jagdbares Wild abgeben. Wie war's, Herr von Lebus, wenn Sie Ihren Schwald damit ein wenig belebten?“ Lebus fuhr getränt nach Hause und erzählte seiner Frau von den Hänfeleien. „Emmchen, ich habe die Schrauberei satt. Ich verkaufe den ganzen Kummel, reiß die Heide um und läe Buchweizen.“

Die hübsche junge Dame machte ein nachdenkliches Gesicht. „Das würde mir um das alte Männchen, den Antel, leid thun.“

„Ach, trau doch den Leuten keine Sentimentalität zu! Ich helle Antel bei den Schweinen an. Da ist er ebenogut aufgehoben. Besser fogar; denn er braucht nicht mehr bei Wind und Wetter ins Feld hinaus. Und lange macht er's wohl ohnehin nicht mehr. — Wir ist ihr darum zu thun, daß Du und die Nachbarn nicht bedenken, ich wirtschaftele blindlings in kleine droilige Falten hinauf, so daß die schwarzen schneeweißen Zähne unter der Oberlippe hervorbligten. Dieses Lachen hatte er jedoch nur für seinen Herrn.“

Man hörte ein Wägelchen in den Hof rollen, und der Bediente kam

und fragte, ob der gnädige Herr den Löh sprechen wollte.

„Der kommt mir gerade recht.“ saate Herr von Lebus.

Der Viehhalter erschien dienernd und freundlich. „Nu, Herr Baron, darf ich mer erkundigen, wie machen sich die Schäfchen?“

„Hören Sie, Löh, Sie haben mich mit den Elektoralböden hereinfallen lassen.“

„Wie haist, Herr Baron, hereinfallen lassen? Hab' ich dem Herrn Baron nicht den Stammbaum mitgebracht? Haben se nich 'n Stammbaum wie 'n Grof, die Schäfchen?“

Herr von Lebus mußte lachen. Der Stammbaum mag richtig sein, aber was nützt er mir, wenn der Schafbock draufgeht. Die Thiere waren trant, alt, überanstrenat durch den Transport, was weiß ich?“

„Nu“, sagte Löh nachsichtig, der Herr Baron hat genug von de Schäfchen. Rann ich ihm nicht verdenten. Will ich dem Herrn Baron 'nen Vorschlag machen. Gibt mir der Herr Baron die Herde in Kommission, und ich nehm' sie mit, wenn ich mit dem Transport hier vorbeitreibe, und verkauf' se. Is der Herr Baron die Schererei los.“

Herr von Lebus, der den Mann als ganz zu verlässig kannte, war einverstanden, und die Bedingungen wurden verabredet.

Drei Tage später näherte sich Lebuschin auf der großen Landstraße eine mächtige Staubwolke, in der es unaufhörlich biädte und von vielen kleinen Hufen trappelte: Löh ließ seine Schafe vorbeitreiben.

Antel hatte von dem Abkommen über die Herde noch nichts das Gerinaste erfahren.

Der Viehhalter war der Herde vorausgeeilt. Herr von Lebus ging mit ihm zu dem Schäfer.

Der Alte nahm den großen, schwarzen, verwitterten Filz vom taßlen Schädel, um den nur noch ein Kranz von langen, weißen Haaren flatierte, und stand gebückt vor seinem Herrn. Der selbste sich ganz tühl geschäftsmäßig. „Antel“, sagte er, „mit den Schafen haben wir kein Glück mehr. Ihr seid wohl zu alt. Und mir bringt die Herde mehr Verlust als Nutzen. Ich will sie verkaufen. Löh soll se gleich mitnehmen und zum besten Preise loskochen.“

Dem alten Schäfer sank der zahnlöse Unterkiefer herab. „Herrle, de Schap...?“ stotterte er.

„Nun ja, natürlich die Schafe. Was denn sonst?“ Es kam ihm der Gedanke, daß dem alten um sein Fortkommen bange sein könnte. „Ihr findet beim Schweinefüttern eure Arbeit“, setzte er hinzu.

Der alte Mann war noch immer ganz fassungslös und starrte seinen Herrn mit blöden Augen an. Endlich fing er wieder an: „Herrle, de olen — de behollen wi doch? De hebben all tieb ihr Schulligkeit gedopnen.“

„Nein, ich will keine behalten. Treibt die Herde zu, die Löh mitbringt, damit die Thiere sich ankschießen.“

Wasser hatte neben den Dreien geessen. Seine klugen Augen wanderten forschend von einem Sprechenden zum anderen. Die Verfürtheit seines alten Herrn mußte ihm auffallen. Er ließ einen leisen, ängstlichen fragenden Blaff hören und lenkte damit die Aufmerksamkeit des Händlers auf sich.

„Ein hübsches Thier“, meinte Löh. „Geben Sie den Hund mit drauf, Herr Baron.“ Er wird bei der Herde bleiben, und es fehlt uns an einem Hunde.“

„Gern“, antwortete Herr von Lebus gleichgültig. „Antel, heißt den Hund mitgehen. Nun, was giebt's noch?“

„Nächst, Herrle. Wasser hal se rum!“ Stolpernd brachte er die Schafe zur Landstraße.

Der Händler lachte. „Gott du Ge-rechter, der Antel fällt schon über seine eigenen Boin!“

Auf der Straße vereinigten sich die Lebuschiner Schafe mit den fremden. „Wasser“, rief der alte Schäfer mit heiserer Stimme, „gah mei!“

Der Hund stand und sah fragend auf seinen Herrn. „Gah mei! Wasscholl!“ schrie der Alte, und die Wern schwollen ihm an den eingefallenen und mit seiner straffer Haut überzogenen Schläfen bluthroth auf.

Der Hund jögerte nach. Da blüete sich der Alte mühsam nach einem Steine...

Wasser zog den Schweif ein und trotzte neben der weiterziehenden Herde hin. Manchmal schielte er scheu mit gesenktem Kopfe nach rückwärts und machte Halt, als wollte er umkehren. Dann drohte ihm der Schäfer mit dem Knotenstode.

Den nächsten Tag ging Herr von Lebus mit seiner Frau im fogenannten Rattenbüsch zwischen den niedrigen, verstreut stehenden Kiefern spazieren. Die junge Frau war ermüdet, und das Paar setzte sich auf einen der wenigen alten Stämme, den der letzte Sturm zu Boden geworfen hatte, nieder. Hoßes Gras und blühender Ginstern ragten ihnen bis über die Köpfe fort. Die warme Luft war vom Duft der leuchtenden Blüten und des Kiefernharzes ganz gesättigt. Goldgepuderte Bienen und dide Hummeln verschwanden in den zierlichen Blumenhäuschen und zarte Wästeliegen wogelten sich darauf. Die ganze Natur war wie eine weiche Liebföpfung.

Frau von Lebus lachte leise und hob den Zeigefinger. „Scht! Wir sitzen hier wie die Hasen im Verstedt!“ flüsterte sie und lugte zwischen den Nadelbüscheln hindurch. „Sieh mal, dort steht noch Antels Schäfertarren. Und nun kriecht der Alte selber heraus. Was macht er da eigentlich?“

„Er scheint mir sein bißchen Verstand vollends zu verlieren. Um die Schweine hat er sich noch gar nicht gekümmert. Man muß ihm das Gnadendrod geben und ihn nach Gefallen laufen lassen“, erwiderte der Gatte ebenfalls leise.

Antel schlich sich um den Schäfertarren herum. Er trug ein rothbuntes Tuch, in das er sonst sein Brot zu knüpfen pflegte, in der Hand. Jetzt bückte er sich, hob einen ziemlich großen Stein auf und schlang ihn in das Tuch. Dann band er sich Tuch und Stein um den Hals. Auch die Hosentaschen füllte er sich mit Steinen. Das ging alles sehr langsam, denn die Hände des Alten zitterten stark.

Frau von Lebus griff nach ihres Mannes Arm. Der Gatte nickte und ließ sein Auge von dem Schäfer.

Der Alte stapfte mit gebeugtem Nacken dem Seeufer zu, zog den langen greifen höchst fadencheinigen Rod aus, faltete ihn behutsam und legte ihn und den Hut auf den Boden. Dann sah er sich um. Rings nichts als die weite, stille, blühende, duftende Haide voller Sonnenanzug und Lebenswärme.

Der alte Schäfer hob die Arme ein wenig, wie eine flügelarme Krähle die Fittiche, knidte die Kniee, setzte an... Im selben Augenblick lag Herr von Lebus' Hand fest auf seiner Schulter: „Herr... Antel?“

Der Alte schlotterte zusammen, daß ihn sein Herr unter den Arm fassen mußte. Auch die junge Frau kam herzu. Sie hob den Rod auf und half dem Greise, der es ruhig gelassen ließ, hinein, obwohl ihr selbst die Hände bebten; auch reichte sie ihm den Hut.

„Na, Antel“, sagte Herr von Lebus so recht unbesangen gemächlich. „Ihr wolltet doch nicht baden? Für eure alten Knochen ist kaltes Wasser nicht mehr gesund.“

„Woll wahr, Herrle, woll wahr...“ „Geht jetzt mit uns nach Hause.“

Antel stolperte mühsam neben dem Paare her, obwohl er noch vorgestern tapfer auf den Füßen gewesen war.

Herr von Lebus suchte ein Wettergespräch im Gange zu erhalten. Die Schäfer sind ja Witterungslunbige. Aber Antel nidte nur zuweilen und starrte beharrlich auf den Boden. Die junge Frau fragte nach des Hirten Angehörigen. Er behagte nicht mehr. Hund und Schafe waren seine Familie gewesen.

Zulezt brüdete die schwere Trübsal, die auf dem alten Manne lastete, so stark auf seine Begleiter, daß Niemand mehr sprechen mochte.

„Antel“, fing der Herr nach einer langen Pause an, „vielleicht halte ich doch noch einmal Schafe...“

Antel zudte zusammen. Seine rothen Augenlider zitterten und zwin-kerten. Er seufzte nur, und es lag eine so tiefe Hoffnungslosigkeit auf seinem weitergefarbten, kleinen faltigen GreisenGesicht, daß sich sein Herr schämte, die Aueperung gethan zu haben. Zu einer neuen Herde gehörte ein neuer Hirt...

Wieder schritten die drei Menschen schwiegeln längs des Seeufers weiter. Ueber allen Sonnenanzug schien ein grauer Schleier gesunken zu sein. Die junge Frau murmelte: „Mein Gott, mein Gott!“ — und blidte in die Ferne, als ob von dort her für den armen Antel irgend eine Hilfe kommen müßte. Plötzlich blieb sie stehen und rief: „Nein, sieh doch, Hanschen, sieh doch nur, was ist denn das?“

Herr von Lebus war auch stehen geblieben. Er schaute scharf über die braune Fläche dem Horizont zu. Quer über die Haide kam etwas... eine graue Masse zuerst, die sich dann in einzelne Punkte zertheilte. Die Punkte wuchsen und wuchsen zu rundlichen Körpern; man sah jierliche Beine sich bewegen. Und trab, trab, trab trippelte eine Schafherde in gut angepangem Trupp, Leithammel voran, blöend und medernd dem See zu.

Antel stand, beide Hände aufgestützt, über seinen Stab gebeugt. Die Beine wankten unter ihm; dazu zogen ihn die Steine, die immer noch seine Taschen füllten, nieder. Nur den aus dem Halstuch hatte er beiseiteig — wie er glaubte, heimlich. Mühsam hielt er sich aufrecht.

Da schoß hinter der Herde hervor pfeilschnell ein graues, zottiges Thier und sprang mit schrillbeiferen Freudenlauten an dem Schäfer empor: Wasser!

Der Alte ließ den Stab fallen und brach über dem Hunde zusammen. Er schlang die Arme um das Thier: „Wien Hund! Wien ode gode Hund!“

Es dauerte geraume Zeit. Dann raffte er sich zusammen, sah beschämt zu Herrn von Lebus auf und stammelte: „Herrle, möten's — möten de —?“

„Nein, nein!“ schrie der Herr. „Wir behalten sie, und wenn sie uns die Haare vom Kopfe fressen!“

Die junge Frau beugte sich schluchzend über den Hund. Aber das Thier war noch so aufgeregt, daß es sich schnappte, wenn sich ihm jemand außer seinem alten Herrn näherte. Auch schien ihm, das treueste Geschöpf, das Gefühl zu befehlen, daß hier ein furchtbares Unrecht, eine himmelschreiende Ungerechtheit begangen sei, die er mit großer Strenge gegen die

Uebher wieder in Ordnung bringen müßte.

Herr von Lebus führte seine lachende und weinende Frau nach Hause. Und es dauerte nicht lange, da kam Löh in seinem Einpännerchen angeprescht.

„Gott du Gerechter! — Herr Baron, de Schafe sind weg!“

„Wache Schafe?“

„Nu, wie fragt der Herr Baron doch! Die Lebuschiner Schafe! In der düstern Nacht, wie meine Lait dabei geschloffen, sind se weg. Bloß de Lebuschiner!“

„So, Ja, da hilft kein preien und pajehnen: Sie werden ersehen müssen, Löh.“

Der Händler sah dem Herrn schatz nach dem Gesicht: „Di der Herr Baron weiß von de Schäfchen!“

Lebus lachte. „Aus dem Geschäft kann jedenfalls nichts mehr werden. Warum paßt Ihr nicht auf. Wasser hat sich seine Schüllinge herausgesucht und sie nach Hause getrieben. Nun sollen er und Antel sie auch behalten!“

Merzliche Kunst in einem Indianer-Zelt.

Dem Londoner „Lancel“ wird von einem seiner Mitarbeiter eine echte und rechte ZithamerGeschichte mitgetheilt, die ihren Abdruck in dieser größten medizinischen Zeitschrift der Welt dem Umstand zu verdanken hat, daß sie auf die ärztliche Kunst bei den Indianern ein bezeichnendes Licht wirft. Als Besonderheit kommt noch hinzu, daß es in diesem Fall ein Europäer gewesen ist, der diese Kunst in Anspruch zu nehmen gehabt hat. Ein junger Schotte, der zu Hause des Nichtsthuns überdrüssig geworden war, ging im vorigen Sommer über See und kam nach Canada, wo er sich selbstständig zunächst als Farmer irgendwo im Innern niederlassen wollte. Auch an diesem Plan hatte er jedoch nicht lange Gefallen und schloß sich lieber einer Expedition von Landmessern an, die sich von Manitoba aus nach Norden begaben. Da er ein Mann von einiger Geschicklichkeit und Scharfsinn war, wurde er gern zur Begleitung angenommen. Als der Winter hereinbrach, mußten die Männer natürlich ihre Thätigkeit einstellen und sich auf den Rückweg nach civilisirten Gebieten machen. In einem Wagen, der mit mehreren Pferden bespannt war, zogen sie über die gefrorene Prairie, als sie plötzlich an eine Senke kamen, in der das einige Fuß tiefe Wasser, das von einem Streifen Weidengebüsch umjogte, sich bereits mit einer Eisdecke überzogen hatte. Um einen Umweg zu vermeiden, versuchten sie quer über das Eis zu gehen, aber auf halbem Wege brachen sie ein, und die ganze Besatzung fiel in's Wasser. Bevor die Leute noch Rettungsversuche machen konnten, waren zwei Pferde ertrunken, die übrigen wurden glücklich herausgezogen. Die Leute waren bis auf die Haut durchgefäht, Hände und Nasen erfroren, und auch die Kleider überzogen sich alsbald mit einer dicken Eiskruste. Der junge Schotte verpöchte bald darauf Schmerzen in seiner linken Hand, deren Fläche er vor geraumer Zeit an einem Nagel verlegt hatte, ohne daß die Wunde seitdem jemals völlig zugeheilt war. Eine Wunde aber überhaupt eine empfindliche Stelle ist immer der erste Punkt, wo der Frostschaden einsetzt. Am nächsten Tage wurde der ganze Arm höchst schmerzhaft und begann anzuschwellen, so daß man an eine Blutergußung denken mußte. Merzliche Hilfe war nicht zur Stelle und frühestens in einer Entfernung von 100 Kilometer erreichbar. Der Kranke setzte sich auf ein Pferd und ritt, so gut es ging, mit, aber seine Schmerzen steigerten sich bis zur Unerträglichkeit. Nach einiger Zeit kamen sie ganz erschöpft zu einem Indianerlager, und fragten, ob sie aufgenommen werden könnten. Es waren mehrere Tepees — so nennt man die aus Häuten gemachten Indianerzelte — bei einander. Die Indianer nahmen die Fremdlinge auf und machten ihnen Platz, als sie den Kranken gewahr wurden. Nachdem sie den schmerzhaften Arm in Augenschein genommen hatten, machten sie ernsthafte Gesichter und stießen einander an. Darauf wurde eine alte Squaw herbeigeholt, ein Weib, dessen Gesicht nur aus Ringeln zu bestehen schien. Diese nahm den kranken Arm sorgfältig vor, ließ ihre Hand darüber streifen und schüttelte ominös den Kopf. Dann fand viel Gerede und Berathung statt. Die Indianer zündeten ein großes Feuer an und setzten Wasser zum Kochen darauf. Als so weit alles fertig war, mahnten sie den Kranken auf und trugen ihn quer über das Zelt, als ob sie ihn geradezu in's Feuer werfen wollten, setzten ihn dann aber dicht daneben, so daß er die volle Wirkung der Hitze verspüren mußte. Die alte Hete hatte sich unter demselben Feuer aufgestreift, nahm dann die verlegte Hand in ihre eigene und rieb mit der anderen Hand das geschwollene Glied auf und ab, unablässig ein Zaubersied dazu singend. Nach und nach kamen alle anderen Indianerweiber, von der ältesten bis zur jüngsten, herzu und nahmen den Besang auf, indem sie im Kreise um die beiden herumgingen. Der Geist des Kranken wurde von diesem Gebahren dermaßen geseffelt, daß seine Aufmerksamkeit von seinen Schmerzen völlig abgelenkt wurde. Ihm wurde so

heiß, daß er in außerordentlich starken Schweiß versiel. Als nun die alte Zauberin mit dem vorläufigen Ergebniß ihrer Behandlung zufrieden war, machte sie aus irgend welchen besondern Blättern, die nur zu solchem Zweck gesammelt waren, einen Brei und band ihn als Umschlag über die Hand. Die Männer hoben dann den Kranken auf und trugen ihn in den inneren Theil des Zeltes, wo sie ihn niederlegten und mit Fellen bedeckten. Hier schlief er 18 Stunden ohne Unterbrechung, und als er erwachte, war der Schmerz und die Schwellung aus seinem Arm völlig gewichen, und er fühlte sich im Stande, die Reife fortzusetzen. Bei der ersten Gelegenheit suchte er selbstständig einen Arzt auf und berichtete ihm sein Schicksal. Dieser war mit dem Zustand des Arms ganz zufrieden, desgleichen auch mit der Zauberkunst des Indianerweibes, indem er versicherte, daß ohne letztere der Arm verloren gewesen wäre. Es ist dies ein beachtenswerthes und sicher auf Wahrheit beruhendes Beispiel für die Wirksamkeit der einfachen ärztlichen Kunstgriffe, deren sich auch die Naturvölker durch längere Erfahrung zu bedienen gelernt haben. Nach dem Wissen des Gewährsmanns ist dieser Fall der erste, in dem ein Europäer der ärztlichen Hilfe seitens der Indianer in einem solchen Fall theilhaftig geworden ist.

Königin Isabella und der Werth des Geldes.

Von der verstorbenen Königin Isabella erzählt der „Gaulois“ folgende hübsche Anekdote: „Der Werth des Geldes blieb für die Königin Isabella stets unbekannt. Als sie den Thron bestiegen hatte, empfing sie eines Tages in Madrid die afrikanische Amme, die Alfonso den Zwölfsten genährt hatte. In Folge einer Feuersbrunst oder einer Epidemie, jedenfalls irgend eines schrecklichen Unglücks kam diese Frau aus ihrer Provinz herbei, um Hilfe bei der Königin zu suchen. Isabella war gerührt von der dramatisch ausgeschmückten Erzählung und ließ ihren Haushofmeister rufen. „Gib dieser armen Frau sofort 10,000 Duros (etwa 10,000).“ Der Haushofmeister erhob laut Einpruch und suchte Einwendungen dagegen zu machen. „Ihne, was ich Dir sage“, wiederholte die Königin. Da kam dem Haushofmeister ein geniales Gebante. Er nahm 10,000 einzelne Duros und breitete sie auf den Tisch und Tischchen des königlichen Gemachs weit aus. Als die Königin von ihrem täglichen Spaziergang zurückkehrte und diese Gelbhöhe auf ihren Tischchen ausgebreitet sah, erhob auch sie Einpruch. „Was soll all das Geld?“ fragte sie erpfaunt. „Majestät“, erwiderte der Haushofmeister, „das ist das Geschenk, das die Königin für die Amme des Prinzen von Asturien bestimmt hat.“ „Du bist wohl verückt“, sagte die Königin. „Gib dieser Frau zehn von diesen Gelbhüchen...“ Natürlich fand der schlaue Haushofmeister, der sich in der Wirkung dieses Mittels, die Königin über der Werth des Geldes zu belehren, nicht verrecknet hatte, einen Mittelweg zwischen den zuerst allzureichlichen und jetzt allzu geringen Gaben.

Nachbarliche Anstalt.

Kaufmann (über die Straße herüber zu seinem Konkurrenten): „Apropos, Herr Nachbar, wenn heute ein Baumwollreisender zu Ihnen kommt, schmelzen Sie ihn doch mal herüber!“

Allerdings.

„Ein so großes Geschäft muß doch auch die Nerven außerordentlich anstrengen?“

„Stimmt — vier von meinen Gläubigern befinden sich bereits in Kaltwasser-Heilanstalten.“

Bisige Kritik.

Junger Maler: „Um besseres Licht zu haben, müssen Sie das Bild aus größerer Entfernung ansehen.“

Besucher: „Ja, ja, die Entfernung, aus welcher man sich dieses Bild betrachten sollte, kann nicht groß genug sein.“

Tüchtig.

Vater: „Na, wie siehst Du jetzt in der Schule? Wie ist es im Latein?“ Sohn: „Nicht besonders.“ Vater: „Und in der Mathematik?“ Sohn: „Da sieh ich Lehrer. Aber im Griechischen, da bin ich von der ganzen Klasse der Artigste.“

Immer rechts sehen.

Lehrer (erzählt die Geschichte von Abraham und Lot): „Weshalb ging denn Abraham zur Rechten?“ Anate: „Weil das Polizeibüro schrift ist!“

Ohne Ansehen der Person.

Herrzog: „Ist es wahr, daß Sie eine amerikanische Erbin heirathen werden?“ Graf: „Zawoohl.“ Herrzog: „Wie heißt sie?“ Graf: „Weiß ich noch nicht.“

Unterhaltung.

Mietlerin (im dritten Stock zur Köchin vom zweiten): Was ist denn das für ein schrecklicher Spektakel bei Euch?“ Köchin: „Ach, nichts Besonderes! Der Herr unterhält sich nur mit der Frau über's Haushaltungsgebel!“